

(Nachdruck verboten.)

25]

## Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knödel.

„Was is passiert?“ fragte die Edels, als sie der Freundin verstörtes Gesicht sah.

„Es Emma stirbt!“ sagte die.

„Was? Es stirbt?“

„Ja.“ Die Marie fing an zu schluchzen

„Aber noch lebt's doch?“

„Naja, ich denk . . .! Vorhin . . .!“

„Da komm ich guck!“ sagte die Edels

„Erst aber gehn er mit mer zum Doktor!“ bat die Marie.

„Natürlich, natürlich!“ Die Edels band sich den Rock zu.

„Wie is das nure so schnell gekomme?“ fragte sie, während sie mit der Marie die Treppen hinabstieg.

„Ich weiß selber nit,“ sagte die. „Mit eimal hustet's, ruft's, und wie ich enein spring, da sitzt's im Bett, und es Blut lauft em zwische de Finger durch!“

„Jesses Maria und Joseph! Zwische de Finger durch!“ sagte die Edels.

„Ja, und jetzt schwimmt's ganz im Blut!“ klagte die Marie.

„Schwimmt's im Blut!“ wiederholte die Edels.

Sie liefen zum Doktor und von dort eilig zu Müttings zurück.

Als die Frauen in die Kammer traten, machte die Luis gerade das Bett ihrer Eltern für die Emma zurecht.

Die lag noch immer reglos mit schwachem Atem in den blutgetränkten Kissen.

„Ach Gott, ach Gott, wie das aussieht!“ sagte die Edels und schlug die Hände zusammen.

„Wenn der Doktor nure käm!“ meinte die Marie

Da ging die Tür auf und der Arzt trat ein.

Er fühlte der Emma Puls, zog die Augenbrauen hoch und räusperte sich.

„Ruhe vor allen Dingen! — Dann geben Sie Eisstückchen . . . Einen Eisbeutel aufs Herz . . . Weiter?“ Er griff noch einmal nach dem Puls. „Weiter — weiter nichts,“ sagte er.

„Darf ich se wohl da ins frisch Bett lege?“ fragte die Luis.

„Om.“ Der Mann schaute auf das blutige Leintuch und das blutige Kissen. Er schaute auf das andere Kind, welches das Köpfchen gegen die Wand gepreßt, im selben Bett wie die Kranke schlief, und ein Erstaunen kam in seine Augen.

„Schläft das immer bei der Kranken?“ Die Luis nickte.

„Und da mitten drin?“ Er sah die Luis an und deutete auf den leeren Raum zwischen den beiden Mädchen im Bett.

„Da schlaf ich,“ sagte die Luis, und wie sie das sagte, fühlte sie einen mitleidigen Blick des Doktors, und eiskalt froh es ihr den Rücken herauf.

Herrgott! Der Schweiß stand auf ihrer Stirn. Steckte die Krankheit an, steckte sie wirklich an . . .? Und . . . und?! Ihre Finger krampfsten sich ineinander. August, August! schrie etwas in ihr. August, August — —! Ich werd doch nit auch . . .?! Ihre Arme sanken schlaff am Leib herab. Sie hatte den Rücken gefrümmt, wie unter einem Peitschenhieb. Dann richtete sie sich jäh auf.

„Ich bin gesund,“ sagte sie, „ganz gesund!“ Und sie atmete tief . . . aber dabei empfand sie einen schmerzenden Stich zwischen den Rippen, der sie aufs neue erbleichen ließ.

Bin ich ganz gesund . . . ganz gesund? Ihre Finger zitterten.

Derweilen hatte der Arzt noch einmal den Puls der Kranken gefühlt.

„Schicken Sie zur Schwester, damit Ihnen die beim Umbetten helfe!“ wandte er sich zuletzt an das Mädchen. „Und dann wäre es gut, wenn sie für die Nacht hierbliebe.“

Damit verließ er die Kammer.

Die Marie folgte ihm.

„Stirbt se?“ fragte sie und faltete die Hände.

„Ja!“

„Jesses, Jesses, das brav still Mädchen!“ Die Marie schluchzte laut auf.

„Ist denn gar nit zu helfe?“ fragte die Edels.

„Lungenschwindsucht!“ sagte der Arzt und zuckte die Achseln.

Er ging zur Tür hinaus, als eben der Christian eintrat.

„Was ist?“ fragte er beim Anblick der heulenden Marie. Das Blut wich aus seinem Gesicht.

„Es Emma!“ sagte die Edels

„Is tot?“ schrie der Christian auf.

„Noch nit, aber . . .“

„Aber . . . aber . . .“ Rallend kamen die Worte über des Christians Lippen.

Die ganze Stube drehte sich um ihn im Kreise. Er flimmerte vor seinen Augen. Blau, gelb, grün und rot, rot, rot . . . „Ha!“ Er sank auf einen Stuhl.

Reglos hocte er dort eine ganze Weile mit schlaffen Armen und vornüberhängendem Kopf.

Dann kam ihm langsam das Bewußtsein.

„Was ist denn geschehen?“ fragte er.

Da sagten sie ihm, daß die Emma einen Blutsturz gehabt und im Sterben liege.

„Also doch . . . doch!“

Er riß sich den Kragen vom Hals und die Kravatte. Während ich droben mit der Paula . . . mit der Paula — —! Die Schamröte stieg ihm heiß in die Schläfen, und er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür. Der Franz trat ein und hinter ihm der Johann.

Sie setzten sich ruhig hin und falteten die Hände. Der Kleine weinte leise, der Franz aber wischte sich mit dem Rockärmel eine Träne aus dem Auge. Ich bin doch als oft nit gut zu er gewese, und jetzt muß se all sterbe . . .

Und Mütting kam.

Er nickte stumm zu dem, was Frau Edel ihm leise erzählte und hängte den Hut an den Nagel.

Dann ging er in die Kammer. Dort saß er ein paar Minuten lang an der Emma Bett und hielt ihre wachsbleiche Hand in der seinen. Ein paar dicke Tränen fielen darauf, die er behutsam abwischte.

Er ging, und die Luis sah wieder allein bei der Kranken. Eine Kerze erhellte den Raum. Ihr flackernder Schein fiel auf des Mädchens totenbleiches Gesicht, und auf das Blut in dem sie lag.

Mit kurzem, schwachem Atem lag es und hatte die Augen geschlossen.

Blölich öffnete es sie weit. „Luis, wenn . . . wenn, dann ziehen mer nit mein Konfirmantekleid an!“

Erschöpft hielt sie inne und dann mit einer letzten Anstrengung fuhr sie fort. „Kaufen mer — en — Totenhemd, en weißes . . . Es gibt ganz billige — schon für zwei Mark fünfzig . . .“

Die Luis nickte und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen. Eine Weile war's still in der Stube.

„Du,“ hob die Emma dann noch einmal an, „ich hab mer immer gewünscht, katholisch zu sein . . . das is doch kein Sünder?“

Die Luis besann sich einen Augenblick

„Nein,“ sagte sie dann, „mer glauben ja all an einen Herrgott und an de Herr Jesus glauben die Katholike ja auch!“

„Dadrum komm ich also doch — in de Himmel?“

„Die richtige Katholike kommen ja auch enein!“ Die Emma tat einen tiefen Atemzug. „Dann —!“

Aus ihrer Kehle stiegen ein paar kurze, gurgelnde Töne.

Die Luis sprang auf.

Sie beugte sich über die Schwester.

Sie lag ohne zu atmen mit offenem Munde

Ein Beben ging durch der Luis Leib.

Emma wollte sie rufen, aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Sie horchte nur mit vorgestrecktem Hals und einem gespannten Zug um den Mund.

Sie horchte, aber sie hörte nichts mehr.

Da ging die Türe auf.

Der Christian stand darunter mit bleichem, verstörtem Gesicht.

„Was ist?“

„Sie ist tot!“ schrie die Luis auf. „Tot!“ Und sie taumelte. Der Christian hielt sie in den Armen.

Seine Augen waren starr. Er hatte keine Tränen.

In der Küche draußen hatten sie alle die Köpfe gereckt. Es war eine atemlose Stille gewesen.

Nun weinten sie, und der Johann warf mit wildem Aufschrei seinen Kopf auf den Tisch: „Emma, Emma!“ Schrie er.

„Ruhig, ruhig!“ sagte die Eckels und beugte sich über ihn.

„Mit eso laut! Du könntst se ja zurückreißel!“

Und unwillkürlich dämpften bei den Worten alle ihre Klage herab.

Zurückreißeln wollten sie die arme, kleine Emma nicht.

„Die hat jetzt ihren Friede,“ sagte Mütling.

Leise war unterdes die Paula in die Küche getreten. Sie kam, um sich von ihrer Mutter den Haus Schlüssel geben zu lassen.

Als die hörte, daß Emma gestorben sei, zog sie ihr Taschentuch. „Das arm Ding,“ sagte sie und hatte ein paar Tränen in den Augen.

Und dann trat der Christian mit der Luis aus der Kammertür.

Sie sah zu ihm hinüber. Die Erinnerung an die verfloßene Stunde zog wohligh durch ihren Sinn. Und etwas von diesen Gedanken lag in ihrem Blick.

Das fühlte der Christian.

Und die Schamröte schoß ihm in die Stirn. Sie wagte es! Ha! Er rang nach Luft.

Seine Hände krampften sich zusammen. Er hatte eine Empfindung, als ob er das Mädchen würgen müßte, sie an ihrer weißen Kehle packen und schütteln, schütteln. Und dann lösten sich seine Hände.

Sie waren eisigkalt. Und diese eisigkalten Hände wollte die Paula mit heißen Fingern umspannen.

Er aber entriß sich ihr mit einer wilden Gebärde. Er wandte ihr den Rücken, trat ans Fenster und schaute in die Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Schmarotzende Pflanzen.

Die größte Bedeutung der Pflanzenwelt im Haushalt der Natur liegt in dem Umstand, daß lediglich Pflanzen imstande sind, organische Stoffe, auf deren Vorhandensein die Existenz der gesamten Lebewelt beruht, zu produzieren. Diese Arbeit verrichtet die Pflanze in den Zellen, wo die grünen Chlorophyllkörperchen unter freundlicher Mitwirkung des Sonnenlichtes die aus dem Erdboden aufgesogenen mineralischen Stoffverbindungen chemisch derart bearbeiten, daß aus diesen organische Verbindungen hervorgehen, und die nun zunächst zum Aufbau des eigenen Pflanzenkörpers dienen. Hinterher kommt diese Arbeit dann anderen Lebewesen zustatten; denn die Tierwelt ist auf Pflanzennahrung angewiesen, teils direkt, teils indirekt. Die Fähigkeit, solch nutzbringende Arbeit zu leisten, ist aber nicht allen Pflanzen eigen, im Gegenteil, es gibt eine ganz beträchtliche Anzahl unter den Kleinsten Floras, die genau wie die Tierwelt nur da zu leben vermag, wo organische Substanz vorhanden ist. Diese Pflanzengruppe wird allgemein als die der schmarotzenden Pflanzen bezeichnet.

Klingt die Bezeichnung für diese Pflanzengruppe auch wenig schmeichelhaft, so gibt es in derselben doch eine nicht unbedeutende Zahl solcher, denen Mutter Natur eine nicht minder wichtige Rolle zugebach hat, als jenen, die die vorhin gekennzeichnete wichtige Arbeit der Nahrungsproduktion zu erfüllen haben. Wir müssen die schmarotzenden Pflanzen zunächst wieder in zwei Gruppen einteilen, in Saprophyten und Parasiten. Die Arten der ersteren Gruppe leben auf Leichen von Tieren und Pflanzen, und weil sie diese in Verwesung überführen, werden die Saprophyten auch Verwesungspflanzen genannt. Die zweite Gruppe quartiert sich bei lebenden Wesen ein und kümmernt sich herzlich wenig darum, ob sie ihren Quartiergeber zugrunde richtet oder nicht. Die Parasiten führen auch den Namen echte Schmarotzer. Während die Saprophyten oft großen Nutzen stiften, richten die Parasiten manches Anheil an.

Befassen wir uns zunächst etwas mit der nützlicheren Gruppe. Von dem entstehenden Unrat, welcher durch das Zusammenleben vieler hunderttausende Menschen in einer Großstadt bedingt wird, wird ein ansehnliches Quantum in einen vorüberfließenden Fluß geleitet. Zu diesem Unrat gesellt sich noch eine beträchtliche Menge von Tier- und Pflanzenleichen, die sich schon im Fluße befanden. Alle diese organischen Substanzen würden das ganze Flußwasser

bald verpesten und für die Menschheit eine große Gefahr bedeuten, wenn für deren Beseitigung nicht Sorge getragen wäre. Die Wasserströmung ist für solche Beseitigung nicht der geeignete Faktor. Diese vermag die Substanzen nur von einer Stelle zur anderen zu befördern. Der Gedanke, daß die Strömung all den Unrat in das Meer leitet, ist nicht stichhaltig; der Wechsel von Ebbe und Flut verhindert solches Hinaustrreiben. Die Natur hat andere Mittel und Wege zur Beseitigung des Unrates gefunden, sie hat sich eine eigene Sanitätspolizei geschaffen, welche für die Beseitigung alles Abgestorbenen aufzukommen hat. Zu Mitgliedern dieser nützlichen Körperschaft zählen auch unsere Saprophyten, die im Verein mit Organismen aus der Tierwelt schnell ihres Amtes zu walten wissen.

In meist ungeheurer Anzahl stellen sich die Verwesungspflanzen bald dort ein, wo das Leben einem organischen Körper entflohen ist, um ihre nützliche Tätigkeit aufzunehmen. Das gilt nicht nur für den Bereich des Wassers, sondern auch für das Land. Die nutzbringende Tätigkeit dieser Saprophyten, die meist dem unbewaffneten Auge unsichtbar bleiben, besteht aber nicht allein darin, daß sie abgestorbene Tier- und Pflanzenkörper beseitigen und so Raum für neues Leben schaffen, sondern diese Arbeit bringt auch Nutzen insofern, als durch die Verwesung alle jene Stoffe, die in den abgestorbenen Körpern aufgespeichert sind, wieder frei werden und so aufs neue Ernährungszwecken dienen können.

Das größte Kontingent der Verwesungspflanzen stellen die Bakterien. Der größte Teil aller Bakterien lebt saprophytisch, also auf toten organischen Stoffen. Manche dieser Bakterien können jedoch auch auf lebenden organischen Stoffen existieren und vermögen diese in vielen Fällen direkt oder indirekt zu schädigen. In erster Linie können solche saprophytischen Bakterien Tier und Mensch gefährden; bei Pflanzen werden sie weniger gefunden. Nur ein kleiner Teil der Bakterien lebt ausschließlich parasitisch, also nur auf lebenden Organismen.

Nächst den Bakterien sind die Pilze unter den Verwesungspflanzen von großer Bedeutung. Alles das, was wir im gewöhnlichen Leben als „Schimmel“ zu bezeichnen pflegen, zählt hierher. Das, was wir so nennen, sind die sichtbaren Fortpflanzungsorgane der verschiedensten Schimmelpilze. Der Pilz selbst treibt im Innern des toten Körpers verborgen seine Tätigkeit. Die Schimmelpilze treten sehr gern auf stärke- und zuckerhaltigen Stoffen auf und sind oft recht verbreitet. Manche Pilze gedeihen jedoch nur auf einem ganz bestimmten Nährboden. Die Gärungspilze sind ebenfalls zu den Verwesungspflanzen zu rechnen. Auch diese kleinen Wesen entfalten eine für die Menschheit recht segensreich wirkende Tätigkeit. Noch eines Pilzes dieser Art sei hier gedacht, der direkt als Nahrungsmittel für Ameisen dient. Es ist dies ein auf verwesenden Stoffen (Pflanzenteilen) gedeihender Pilz, der von einer bestimmten Ameisenart in sogenannten Pilzgärten lediglich zu Nahrungszwecken gezüchtet wird.

Wie die saprophytischen Bakterien, so können auch die gleichen Pilze Tieren und Menschen unter Umständen zum Schaden gereichen, und darum wird man gut tun, wenn man Zeichen der Verwesung verratende Speisereste aus dem Haushalte schleunigst entfernt. Im Vergleich zu dem immensen Nutzen, den die Verwesungspflanzen stiften, ist der eventuelle Schaden nur gering anzuschlagen.

Auch unter den höher organisierten Pflanzen lernen wir einige als Saprophyten kennen; so haben wir in der heimischen Flora einige Orchideen, die sich durch ihr bleiches, gelbes oder braunes Aussehen als Verwesungspflanzen zu erkennen geben. Ihre Rolle im Haushalt der Natur ist jedoch nur eine untergeordnete.

Während die Bakterien unter den Verwesungspflanzen meist eine nützliche Tätigkeit entfalten, können die parasitischen Bakterien zu einer wahren Geißel für Tiere und Menschen werden. Typhus, Cholera, Tuberkulose und andere Erkrankungen sind in ihrer Ursache auf bestimmte Arten der genannten Parasiten zurückzuführen. Bei Pflanzen treten parasitische Bakterien seltener auf. Die lebende Pflanze ist gegen die Parasiten besser gewappnet als Tier und Mensch es sind.

Wie unter den Saprophyten manche Bakterien an einen ganz bestimmten Nährboden gebunden sind, so können auch die meisten parasitischen Artgenossen nur dann gedeihen, wenn sie auf die für sie geeigneten Organe gelangen. Manche sind allerdings auch weniger wählerisch und darum um so gefährlicher.

Bei den Saprophyten überwiegen die Bakterien der Zahl nach die Pilze, bei den Parasiten ist das Zahlenverhältnis dieser beiden Pflanzengruppen umgekehrt. Hier nehmen die Pilze den breitesten Raum ein. Die große Mehrzahl derselben sucht sich als Wirtsleute aber Pflanzen aus, nur einige wenige befallen gleich den parasitischen Bakterien animalische Körper. Ganz unbedeutend ist die Zahl der Arten und die Gefahr, welche von dieser Seite aus den höheren Tieren und den Menschen direkt drohen. Bei etlichen Insekten hingegen gehen parasitische Pilze mörderisch — in des Wortes enger Bedeutung — zu Werke. Wenn wir im Herbst die Fliegen massenhaft dahinsterben sehen, so läßt sich als Ursache dieser Epidemie mit Leichtigkeit ein Pilz feststellen. Wir bemerken, daß die abgestorbenen Fliegen gleichsam mit einem feinen weißen Puder umgeben sind. Dieser Puder wird von den Fortpflanzungsorganen des fliegentötenden Pilzes gebildet. Der Pilz selbst hat den ganzen Körper des Insekts durchzogen. Auch viele Individuen mancher Raupenarten werden in ähnlicher Weise durch einen parasitischen

Pilz getötet, das hat zu seinem großen Leidwesen schon mancher Schmetterlingsfalter erfahren müssen, wenn die gesammelten Raupen eingingen, statt sich zu verpuppen. Neben anderen hat auch die Seidenraupe vielfach unter einem solchen Pilz zu leiden.

Ungeheuer groß ist die Zahl jener Pilze, welche parasitisch auf Pflanzen leben. Zu den interessantesten dieser Parasiten zählen die sogenannten wirtswechselnden Pilze, welche zwei oft ganz verschiedenen ausschauende Vegetationsformen aufweisen, die je an einen besonderen Wirt gebunden sind. Da ist der von den Landleuten so gefürchtete Getreiderost. Dieser für das Getreide häufig recht gefährlich werdende Pilz erzeugt auf dem von ihm befallenen Getreide keimfähige Fortpflanzungsorgane. Diese Organe vermögen jedoch nur auf den Blättern des Verberitzenstrauches zu keimen und bilden hier einen Vegetationskörper, der wesentlich anders aussieht als der Pilz auf dem Getreide. Der Pilz auf den Verberitzenblättern erzeugt ebenfalls Fortpflanzungszellen, welche wiederum nur auf dem Getreide zu keimen vermögen. Dieser Parasit ist mithin auf die Dauer nur dort lebensfähig, wo Getreide und Verberitzensträucher in der Nähe wachsen. Ebenso verhält sich der Gitterrost, von dem die eine Form auf den Blättern der Birnbäume, die andere auf den Zweigen des Sadebaumes (Juniperus Sabina) gedeiht. Ähnliche wirtswechselnde Schmarotzer gibt es unter den Pilzen noch eine stattliche Reihe.

Andere parasitische Pilze vegetieren lediglich auf einer Pflanze, bilden aber auch hier oft eine große Gefahr. Den Landwirten und Gärtnern ist schon häufig durch solche Pilze monatelange Arbeit mehr oder weniger vollständig vernichtet worden. Besonders gefährdet sind die verschiedenartigsten Ruß- und Brandpilze. Viele dieser Pilze vermehren sich mit unheimlicher Geschwindigkeit. Ueber Nacht kann die Nachkommenschaft einiger weniger Individuen nach Tausenden zählen. Möglich ist diese schnelle Vermehrung dadurch, daß sie auf dreifachem Wege erfolgt, durch keimende Sporen, durch sprossende Zellhaufen und durch sprossende Zellfäden.

Die echten Schmarotzer unter den Blütenpflanzen weisen manches interessante Gebilde auf, können aber auch häufig recht ansehnlichen Schaden stiften. Zu den bekanntesten Schmarotzern dieser Art zählt die Mistel, die im Winter den von ihr befallenen laichen Laubbäumen durch ihr eigenes grünes Laubgebilde ein eigenartiges Gepräge verleiht.

Auch der Teufelszwirn, der mit Vorliebe auf Klee schmarotzt, ist ziemlich bekannt. Wo er sich in größeren Mengen auf Klee zeigt, kann leicht die ganze Kleeernte verdorben werden. Die in die Kleeftengel eindringenden Saugwurzeln des Teufelszwirns entziehen dem Wirt oft die ganze Nahrung, so daß dieser vor der Zeit zugrunde geht. Der Parasit gräbt sich hierbei allerdings sein eigenes Grab, aber sein Lebenszweck ist bis zu diesem Augenblick auch bereits erfüllt: für Nachkommenschaft hat er Sorge getragen. Dieser Schmarotzer läßt sich samt seiner Wirtspflanze sehr gut im Zimmer pflegen, wobei es recht interessant ist zu beobachten, wie die Keimlinge des Parasiten die Wirtspflanze aufsuchen.

Ein anderer im Zimmer leicht zu ziehender Schmarotzer ist *Orobancha speciosa*, der auf der Pferde- oder Saubohne lebt. Im Frühjahr werden in einen großen Blumentopf 4 oder 5 Pferdebohnen gelegt. Sobald diese gekeimt und die ersten Blätter gebildet haben, wird der Same des Schmarotzers in die Nähe der Wurzeln der Pferdebohne ausgefät. Im Sommer erscheinen dann die hübschen Blumen der *Orobancha*. Ebenso läßt sich *Orobancha ramosa* auf den Wurzeln einer im Topfe stehenden Ganspflanze mühelos heranziehen. Die Samen dieser Parasiten sind in größeren Samenhandlungen billig zu haben. Wer Vergnügen an der Blumenzucht findet, sollte es einmal mit dieser Schmarotzerkultur versuchen; er wird sicherlich Freude daran haben, zumal beide Schmarotzer prächtige Blumen erzeugen.

In ähnlicher Weise wie die letztgenannten Parasiten gedeiht noch eine Anzahl anderer auf den Wurzeln oder Stämmen bestimmter Wirtspflanzen, ohne immer großen Schaden herbeizuführen. Von deutschen Arten mag noch die Schuppenwurz genannt werden, deren Blumen im Frühjahr aus dem Erdboden unserer Laubwälder hervorbrechen. Die eigentliche Pflanze bleibt unseren Blicken verborgen, sie lebt auf den Wurzeln verschiedener Laubbölder.

Unter den Schmarotzern tropischer Regionen erregen gewisse Rafflesien durch die Größe ihrer Blumen und durch deren Farbenprächtigkeit berechtigtes Aufsehen. Stellen wir uns einmal einen Kohlkopf von etwa einem Meter Durchmesser vor, der direkt auf einer bloßliegenden Wurzel eines großen Baumes aufsteht; diesen Kohlkopf denken wir uns statt grün von trüber purpurner Farbe mit gelber Schattierung, dann haben wir eine ungefähre Vorstellung von der Knospe einer Riesenblume, der schmarotzenden Rafflesie, die auf den Sundainseln zu Hause ist. Doch nicht alle Rafflesien bringen so große Blumen hervor, manche sind nur recht klein, aber stets zeichnen sie sich durch eine auffällige Färbung aus. Dieselbe auffallende Blütenfarbe ließe sich noch bei vielen anderen Schmarotzern beobachten, wenn wir Gelegenheit hätten, Mexiko, Brasilien und andere Länder zu bereisen.

Ferner muß hier einer Gruppe von Schmarotzern gedacht werden, die wir als „Selegenheits“-Schmarotzer oder Halbshmarotzer bezeichnen können. Das sind Blütenpflanzen, die nicht unbedingt auf das Parasitenwesen angewiesen sind, sondern die sich ihre organische Nahrung ganz gut selbst bereiten können, es im gegebenen Falle aber vorziehen, ihre Nahrung teilweise anderen Pflanzen zu entziehen. Der Nachtelweizen, der Klappertopf sind

ein paar solch eigenartige Pflanzen, die außer mit echten Wurzeln noch mit besonderen Saugwurzeln ausgestattet sind, dazu bestimmt, aus den Wurzeln anderer Pflanzen Nahrung aufzusaugen.

Nicht immer gehören die Pflanzen, welche auf anderen Pflanzen aufsitzen oder auf sonstigen organischen Stoffen vegetieren, zu den Schmarotzern. Eine Pflanze, die auf das Prädikat „Schmarotzer“ Anspruch erhebt, muß ihrem Wirt Nahrung entziehen. Sie muß sich die Nahrung von der Wirtspflanze gewissermaßen vorraufen lassen, so daß ihr selbst nur noch die Verdauung übrig bleibt. Den Schmarotzern unter den Pflanzen fehlt die Kraft, aus anorganischen Stoffen organische Stoffe zu bereiten. Solche Pflanzen die anderen Pflanzen aufsitzen, ohne diesen Nahrung zu entziehen — der Esen zählt beispielsweise zu solchen Gesellen — heißen Schein-schmarotzer oder — Leberpflanzen. Letztere Bezeichnung ist nicht etwa eine moderne, sondern eine seit vielen Jahrzehnten gebräuchliche. Diese Leberpflanzen schaden ihren Logisleuten nur in recht wenigen Fällen und dieser Schaden liegt dann auch auf ganz anderem Gebiete, als der durch die eigentlichen Schmarotzer hervorgerufene. — S. 501 m.

### Kleines feuilleton.

g. c. Das Liebesleben der friesischen Inselbewohner ist ein recht eigenartiges. Obgleich durch das rasche Aufblühen der Nordseebäder in enge Verbindung mit dem modernen Leben gebracht, haben die Bewohner von Sylt, Amrum und Föhr sich ihre altertümlichen Sitten noch getreu gewahrt. Auf Sylt gehen die jungen Burtschen abends in die Häuser, wo junge Mädchen sind. Jeder „junge Gast“ erhält eine Pfeife Tabak oder auch mehr, und man unterhält sich. Sobald ein Burtsche das Haus verläßt, begleitet ihn das Mädchen zur Haustür, wo noch ein kurzes oder längeres Plauderstündchen gehalten wird. Vermutet man irgendwo ein heimliches Liebespaar, so findet das Mädchen nicht selten am Morgen die Tür mit dem Boot oder Wagen des Geliebten verstellt. Dem abgewiesenen Freier hängt man dagegen heimlich einen Korb mit einem Spottgedicht, oder ein „Strohweib“ vor das Haus. Das letztere bindet man auch dem Mädchen an die Pforte, welches sich lange mit einem Burtschen „gezogen“ hat, aber nicht seine Frau geworden ist. Man fügt hier sogar häufig einen Beutel mit Flintensteinen „zum Abtrodden der Tränen“ hinzu. Wenn der junge Halligburtsche freien geht, sagt er zu jedem, der ihm begegnet: „Zegt geh' ich meinen Antrag machen.“ Je mehr Glück ihm dazu gewünscht wird, desto sicherer ist das Jawort. Die Mädchen lassen den Werber so oft wiederkommen, als sie „Nähtung vor ihm haben.“ Gleich beim erstenmal einen Korb zu geben, gilt als schwere Beleidigung. Wird er bei der fünften Anfrage erteilt, so ist es nicht schlimm. Gewöhnlich muß der Burtsche die Werbung zehnmal wiederholen. Freit das Halligmädchen einen Burtschen, so schleppen die Junggesellen der Hallig das Boot des Bräutigams vor das Haus der Braut und geben es nicht eher frei, als bis ihnen eine Tonne Bier gespendet wurde. Auf Föhr und Amrum wirbt der Freier zuerst bei der Braut und dann bei den Eltern. Die Verlobung wird an zwei Sonntagen gefeiert, am ersten im Hause des Bräutigams, am zweiten in dem der Braut. Vor beiden Häusern werden von den Burtschen Fahnen aufgehißt. Wehen diese aber länger als bis Sonnenuntergang, so ist das ein Schimpf für die Braut. Während des Festschmauses werden vorm Hause Böllerschüsse losgelassen. Bei jedem Schuß tritt das Brautpaar heraus. Die Braut reicht Badewert, der Bräutigam Wein herum. Auf Amrum wird die Verlobung durch den öffentlichen Kirchgang des Brautpaares kundgegeben. Auf Föhr beschenkt der Bräutigam die Braut gewöhnlich mit einem Kleid oder Silberzeug. In Wyl kennt man den Volterabend, in den anderen Dörfern auf Föhr nicht. Braut und Bräutigam laden selbst zum Feste. Ringe werden nicht gewechselt. Auf Amrum laden zwei junge Mädchen zur Hochzeit. Brautkranz und Hochzeitsgeschenke kennt man hier nicht. Bei den Halligern trägt die Braut dagegen einen Kranz. —

— Merkwürdige Ergebnisse eines Wetterschießens. An einem heißen, schwülen Julitage wurde, so berichtet die „Tägl. Rundschau“, schon morgens gegen 10 Uhr, als die ersten gefahrdrohenden Wetterwolken sich im Westen zeigten, den Kurgästen eines steiermärkischen Luftkurortes durch Anschlag bekannt gemacht, daß die „Wetterschießstelle“ voraussichtlich in Tätigkeit treten würde und daß man damit den Fremden ein seltenes Schauspiel werde bieten können. Die Gäste sahen mit um so größerer Spannung den bevorstehenden Ereignissen entgegen, als der Himmel sich immer dunkler färbte und den Tag fast zur Nacht machte; kaum war denn auch das erste Grollen des Donners vernehmbar, als die anwesenden Fremden schon fast vollzählig auf der „Wetterschießstelle“ sich versammelt hatten. Die Hagelkanonen mit ihren langen, trichterförmigen Rohrauffügen waren geladen und drohend gegen die Wetterwolken gerichtet, die Kanoniere standen zum Feuern bereit, der Schützenmeister wartete auf den Signalschuß, und in banger Erwartung schauten die Fremden den immer näher kommenden schweren Wetterwolken entgegen. Da — plötzlich ein zackiger Blitz, dem ein mächtiger Donnerschlag folgte, der Wind erhob sich, und die ersten großen Regentropfen fielen. Fast gleichzeitig hörte man den Signalschuß und im nächsten Augenblick spien die zehn Hagelkanonen unter fürchterlichem Getöse ihre Wirbel gegen die tiefhängenden schwarzen Wolken; Knall auf Knall erfolgte aus den feurigen Schländern der

Kanonen, Blitze auf Blitze schossen aus den Wolken, der Donner brüllte um die Wette — ein Kampf auf Leben und Tod! Der Regen stieß in Strömen vom Himmel und als sich nun gar durch ein immer deutlicher vernehmbareres Pfeifen der Sturm ankündigte, da war's um den Mut der Zuschauer geschehen. „Reite dich, wer kann!“ war die Losung, und in allgemeiner Flucht ging es den Berg hinunter ins schützende Tal. Aus der Ferne hörte man noch geraume Zeit unter dem Getöse des Donners den Knall der Hagelkanonen; dann setzte das Unwetter von neuem ein mit fürchterlicher Gewalt. Gelblich sah der Himmel, Blitz und Donner folgten sich fast ununterbrochen, der Sturm heulte und legte die prasselnden Hagelschloßen gegen die klirrenden Fensterscheiben. Nach bangen fünf Minuten legte sich der Hagelsturm, die Macht des Unwetters war gebrochen, und als die beherzten Zuschauer den Entschluß faßten, sich von der Wirkung des „Wetterziehens“ an Ort und Stelle zu überzeugen, da bot sich ihnen ein merkwürdiges Bild. Da standen die Hagelkanonen verlassen und ihre noch drohend gegen die Wetterwolken gerichteten trichterförmigen Röhre, die mit ihren Schüssen den Hagel abwehren sollten, waren — angefüllt bis zum Rande mit walnußgroßen Hagelstücken! Die Weinberge und Feldfrüchte in der ganzen Umgegend aber waren durch das Hagelwetter zum größten Teil vernichtet. —

ck. Geschichtliches von Baden. „Lobt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer?“ So spricht Goethes Meerweib zu dem „Fischer“, und wer da weiß, daß dies „Lobt“ dasselbe Wort ist wie das lateinische „lavare“ (waschen, baden) findet hier einen Lobspruch auf das Baden, der dem „Wasser ist das Beste“ des Bindar an die Seite gestellt werden darf. Aber der griechische und der deutsche Dichter stehen nicht allein; auch in den alten Volskalendern findet das Baden lebhafteste Befürwortung, es ist „an dritter Stelle“ zur Erhaltung der Gesundheit nötig. Der Meisterfinger Hans Rosenglut sagt im fünfzehnten Jahrhundert:

„Der dritt leiparcezt ist ain pader,  
der padt den leip und schleht dy aber,  
Und schirt das haubt und sezt dy glyder.“

Schon im Mittelalter haben darum die Badestuben eine große Rolle gespielt, zumal eine häufige Reinigung des Körpers bei dem Mangel leinener Unterwäsche noch weit nötiger als heutzutage war. Die Badestube und die Badestubengerechtigkeit wurden als Erblehen, seltener auf Lebenszeit an einzelne oder an Gemeindegörperschaften verliehen. Der Preis dafür war sehr verschieden. In Löbdingen bekam vor 1554 die Herrschaft für die Badestube jährlich zwei Pfund Heller und vier Gänse, dazu der „Heilige“ ein Pfund Heller; dagegen verlangte von dem Dorfe Weirungen der Bischof Konrad von Würzburg für die Badestubengerechtigkeit jährlich nur ein Fastnachtsbuhn für die bischöfliche Kellerei. Der Bader mußte die Badestube an vorgeschriebenen Tagen heizen (Stube, vergliche englisch stove, Ofen), eine bestimmte Anzahl Personal haben und das nötige Inventar beschaffen; auch war ein Tarif für seine Leistungen festgelegt. Die Badestube war zugleich die Stätte des Rasierens, Kopfwaschens, Schröpfens, die Bader also die Vorläufer der Barbieri, die von ihnen ja in manchen Orten auch heute noch den nicht mehr ganz passenden Namen behalten haben. Sie war natürlich auch die Stätte, an der Stadtlatsch zuerst an den Mann gebracht wurde, und schließlich auch die Stätte mancher Unsitlichkeit, gegen die häufig Verordnungen erlassen wurden. Daher mag es sich auch schreiben, daß die Bader zu den „unehelichen Leuten“ gerechnet wurden. Natürlich sind bei dem Ansehen, das das Baden genos, auch in den Privathäusern allgemein Badeeinrichtungen üblich; wir finden im sechzehnten Jahrhundert die mannigfachen Dampf- und Veräucherungsapparate, „kleine Badstüblein“ in Form eines Schrankes, in dessen Boden man glühendes Eisen, erbigte Entenstein, Kieselsteine usw. tat oder Brauntwein entzündete, also Heißluftbäder herrschte. Auch in großen Weinsäffern nahm man die Schweißbäder. Im 17. Jahrhundert badeten besonders arme Leute als Ersatz für eine Badekur nicht nur bei Krankheiten, sondern auch zur Bewahrung der Gesundheit ein oder mehrere Male im Jahrestage oder stundenlang im Zuber. Schon früher gab es Recepte, Mineralbäder nachzuahmen, und für bestimmte Krankheiten waren die Kräuterbäder an der Tagesordnung. J. B. Simmeler sagt im Jahre 1663: „Gewärmtes Kräuterbad in meinem Ofenkeffel nächst Gott entbaude mich von Podagramas Fessel“. Das Baden der Kinder wird schon im 15. Jahrhundert empfohlen. Der Augsburgerische Arzt Wätlinger, dessen medizinisches Hausbuch erst vor einigen Jahren wieder herausgegeben ist, empfiehlt, das Kind ein halbes Jahr alle Tage zu baden und zwar im Winter wärmer als im Sommer, die Tochter wärmer als den Sohn. Es kam sogar auch vor, daß die Kinder in Wein und Bier gebadet wurden. Die Hebamme hatte im Niederdeutschen den Namen Bademoder und Bademome. Aber nicht nur zur Reinigung und zur Gesundheit wurde gebadet, sondern auch zum Vergnügen. Mara Häglerin rechnet in ihrem „Niederwuch“ Baden zu den größten Freuden des Lebens für Mann und Frau. Darum war es auch selbstverständlich, daß man vor einem Feste badete: vor einer Hochzeit badeten Braut, Bräutigam und Hochzeitsgäste; schon im vierzehnten Jahrhundert ist das Brauch, wie die Werke des „Leidners“ zeigen:

„Wenn man Hochzeit haben sol  
Wen man hat darzu geladen,  
Der muoz sich gar sauber paden  
Und legt schone w schlaider an.“

Alle drei Zwecke des Badens sind nun in den Kurbädern vereinigt. Die natürlichen Bäder oder Gesundbrunnen gehen auf die ältesten Zeiten zurück, haben wir doch noch einige in Deutschland, in Aachen, Wiesbaden, Badentweiler, die von den Römern zuerst eingerichtet waren. Von den Wundern des Bades wollen wir vor allem die des Jungbrunnen nennen, die von Dichtern wie Malern zu wiederholten Malen gepriesen worden sind; so sagt Hans Sachs in seinem Gedicht „Der Jungbrunn“:

Alle, die auf allen Straßen hingezogen kamen,  
„Die taten sich alle freijungen  
nach einer stunt, mit freien sprängen  
sprangen sie aus dem brunnen runt,  
schön, wolgefärbt, frisch, jung und gesunt  
ganz leichtjinnig und wohlgerberig,  
als ob sie weren zwanzigjährlig.“

Die Bäder wurden anfangs, wie Alfred Martin in seinem soeben erschienenen Buche „Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen“ (Jena, Eugen Diederichs) ausführlich, wohl nur von den Umwohnern und auf kurze Zeit benutzt; aber schon im vierzehnten Jahrhundert finden wir Badereisen von längerer Dauer. Von berühmten Bädern soll Tepliz schon 1160 benutzt worden sein, Karlsbad hat nach der Sage Kaiser Karl IV. 1370 beim Jagen entdeckt, wie dasselbe auch von dem württembergischen Wildbade Ludwig Ukland der Sage nach erzählt; die Warmbrunner heiße Quelle soll 1175 aufgefunden worden sein. In Karlsbad soll aber auch nach einem Berichte von 1591 „um Geld schier noch gar nichts zu bekommen gewesen sein, weder Wein, noch Bier“. Aus des Metobius Schrift über Pyrmont aus dem Jahre 1556 erwähnen wir, daß „hieher kommen ein Schmidtkecht, mit einem aug blind gewesen, und hat dasselbe aug drey tag nach einander mit dem wasser gewaschen, und darnach sein gesicht wider dermaß erlangt, daß er alerley Müng mit demselben aug nun erkennen kan“. Und „So ein mensch gißt bey ihm heit, und big wasser trinkt, und badet darinnen, der wirt gesunt. Als noch eine Frau von Bylsfeld alhie ist, welcher ein Maulworff, ein Schnaden und ein Schöhlind abgegangen sind“. Sonst lesen wir allerhand von Wunderkuren, wie namentlich auch nach dem Dreißigjährigen Kriege Wunderbrunnen auftauchten; seit jener Zeit erst ist von der Entwicklung des eigentlichen Badesens, wie wir es heute verstehen, zu reden. —

### Humoristisches.

— Aus der „Jugend“. Der Herr Katechet bespricht mit den Schulkindern möglichst deutlich das 6. Gebot Gottes von der Keuschheit und schließt mit den Worten: „... auch dürst ihr keine nackten Biber und Figuren anschauen, wie sie heutzutage so häufig öffentlich ausgestellt sind!“

Dann eine prägnante Frage: „Du, Roserl, was darfst Du also nicht tun?“

Roserl: „Nicht die nackten Engel anschauen in der Pfarrkirch.“ —

— Ach so! Lehrer: „Schreibe einmal an die Tafel: Ich liefere hunderttausend Kaff's! Aber schreib's schön, sonst kommst Du nicht wieder dran!“

Der kleine Tippelstirch: „Auf's Schönschreiben kommt's nicht an! Ich schmiere lieber!“ —

### Notizen.

— Das Residenz-Theater beginnt seine neue Spielzeit am 18. August mit dem Schwank „Die Höhle des Löwen“. Das Theater ist vollständig renoviert worden. —

— Die Direktion des Stadttheaters in Schaffhausen ist einer Dame übertragen worden: Fräulein Cornelia Donhoff, St. Gallen. —

— Eine polizeiliche Verordnung in Darmstadt verbietet den Damen, die Schleppe so lang zu tragen, daß sie den Verkehr im Theater stören! —

— Eine internationale jüdische Ausstellung wird anlässlich der Einweihung des Friedenspalastes im Haag geplant. Man will in dieser Ausstellung den Besuchern vornehmlich vor Augen führen Zahlen, Tabellen usw., die zeigen sollen, welche Rolle die Juden in der Entwicklung der Zivilisation gespielt haben. Die jüdischen Künstler der ganzen Welt sollen ersucht werden, ihre Werke auszustellen; die jüdischen Komponisten sollen ihre Kompositionen selbst dirigieren. —

— Die nächstjährige Versammlung der Deutschen Geologischen Gesellschaft soll in Basel stattfinden. Geplant sind Exkursionen in den Schwarzwald, das Jura-Gebiet, die Alpen, das Gebiet des Vierwaldstädter Sees, Oberwallis, Simplon, Zermatt. —